

Vertraut mit Altar und Atelier

Zur Kunst Hermann Glettlers

■ HARTWIG BISCHOF

Es geschah in London, im Jahr 1974, in der Rowan Gallery. Im ansonsten völlig leeren Raum war in einer Höhe von etwas über drei Metern ein einzelner Regalboden aus Glas angebracht, darauf stand ein Glas Wasser. Die Arbeit war mit *Ein Eichenbaum* betitelt. So weit so einfach. Der Schöpfer, Michael Craig-Martin allerdings behauptete, dass er das Glas Wasser in eine Eiche verwandelt habe, ohne die Akzidenzien von ersterem zu verändert zu haben. Der Vorgang ist keine neue Erfindung. Was Katholiken unter dem Stichwort Transsubstantiation kennen und wovon ihre Gemeinschaft bei jeder Eucharistiefeyer Zeuge wird, ist nun in den Raum der Kunst übertragen. Die Kunst hat damit – so scheint es zumindest – die letzte Bastion der Religion übernommen, in sich aufgesaugt und endgültig obsolet gemacht.

Vierzig Jahre später, um wahlweise eine Gegenvariante herauszugreifen, bespielen eine Reihe Kunstschafter die Wiener Votivkirche mit temporären Kunstinterventionen. Unter den mitwirkenden KünstlerInnen fand sich auch Hermann Glettler, damals Pfarrer in Graz, heute Bischof der Diözese Innsbruck. Er gehört damit zu einer seltenen Spezies, die sich an beiden Verwandlungsprozessen aktiv zu beteiligen weiß: jener am Altar und jener im Atelier. Kunst und Religion bleiben dabei freilich zwei getrennte Bereiche, die zwar Berührungspunkte aufweisen, von denen aber keiner im anderen aufgeht. Und keiner dient dem anderen zur Behübschung. Dementsprechend sperrig fiel Glettlers Intervention aus: 72 LED-Lampen waren in knappem Abstand wie ein Netz über eine Herz-Jesu-Statue gespannt und überzogen mit ihrem scharfen Licht die Statue mit grellen Punkten, so also ob sie den Körper anbohren wollten.

Zu Beginn seiner künstlerischen Laufbahn stand bei Hermann Glettler allerdings die Malerei im Mittelpunkt. Aber schon hier war es ihm nicht um einen missverständlichen Naturalismus zu tun, die Herausforderungen lagen vielmehr in der gelungenen Gestaltung eines Malgrundes. Die Ergebnisse lehnten sich oftmals an Gegenstände an – Heuhaufen, die bereits Claude Monet künstlerisch gereizt hatten, tauchen bei Glettler auch auf –, die Ergebnisse zeigen allerdings eine weitgehende Abstrahierung der Motive. Ob diese Form von weiterentwickeltem Realismus eine wahrnehmungstheoretische Ebene im Sinne der „Verwirklichung“ von Paul Cézanne bevorzugt oder auf einer Bedeutungsebene die großen Fragen der Menschheit verhandelt, hält sich bei diesen Arbeiten von Hermann Glettler die Waage.

Mit zunehmender Verdichtung der malerischen Lösungen wendet sich die Arbeit von Glettler der Beschäftigung mit vorgefundenem Material zu. Es folgt eine Phase



Hartwig Bischof, Studium der Theologie, Philosophie und Malerei. Lehrer und Künstler.



Hermann Glettler, Wounded Light, 2014

■ Er gehört zu einer seltenen Spezies, die sich an beiden Verwandlungsprozessen zu beteiligen weiß: am Altar und im Atelier.



Monika Slouk ist Moderatorin, Autorin und Pressesprecherin der Steyler Missionare in Österreich.

von Stanzen von Löchern und Auftragen von Punkten. Die Serie Wholly Real aus der Sammlung des Kulturzentrums bei den Minoriten in Graz mag dafür als Beispiel dienen. Die als Ausgangsmaterial verwendeten Teppiche liegen mit ihren ornamentalen Formen ganz auf der abstrakten Linie, die Glettler schon zuvor bevorzugt hatte, andererseits sind ihre Muster aber für die Kundigen auch lesbar und aufgrund ihrer Verwendungsweise in vielfältige Kontexte eingebunden, die Betrachten und Begehren unmittelbar klar sind. Die herausgeschnittenen Löcher stören und ergänzen

gleichzeitig das ursprüngliche Muster und provozieren eine neue Betrachtungsweise.

Einen weiteren Schritt von einem – worauf auch immer bezogenen – Realismus zum Realen vollzieht Hermann Glettler dann mit seinen Assemblagen. Hierbei dienen ihm kleine Madonnenstatuen aus Plastik, wie man sie an Wallfahrtsorten wie Lourdes zu kaufen bekommt, oder Kreuze, die ursprünglich als Aufsatz für Särge produziert worden waren, als Material. In der Aneinanderreihung ergeben sie ein Netz, das Räume optisch stützen kann – aber auch an ein bischöfliches Fischernetz erinnern mag. ■

Ehe oder Uhu

■ MONIKA SLOUK

„Das Kreuz selbst ist Blasphemie!“, antwortete der kunstbeflissene neue Innsbrucker Bischof Hermann Glettler auf die Frage, wie er zu Blasphemie in der Kunst stehe. Der aufgehängte Gott – viel blasphemischer geht es eigentlich gar nicht. Während Glettler zu innerkirchlichen Reformthemen (wie Zulassungsbedingungen zum Weiheamt) im allgemeinen gekonnt ausweichend nicht wirklich Stellung bezog, geradeso, wie man es von hierarchieerfahrenen Geistlichen kennt („Es gibt so viele andere Probleme!“), ließ eine pastorale Idee von ihm aufhorchen: Er hatte zwei Paare in zweiter Ehe (Stichwort: wiederverheiratete Geschiedene) dazu eingeladen, an der pfarrlichen Ehevorbereitung mitzuwirken. Ihr Erzählen von Scheitern und Neubeginn sei bei den vermählungswilligen Brautleuten auf besonderes Interesse gestoßen, erklärte Glettler.

Kann ich damit leben?

Das klingt einleuchtend. Wenn ich eine Unterkunft im Internet buchen möchte, dann lese ich zuerst die schlechtesten Bewertungen anderer durch, das sind die mit einem Punkt von fünf, und überlege mir, ob ich damit leben könnte, wenn es mir genauso erginge. Die Fünf-Sterne-Zufriedenheits-Bewertungen schaue ich mir

auch noch kurz an – zum Drüberstreuen und für den Motivationsaufbau. Aber die misslungenen Aufenthalte prägen meine Entscheidungsfreude am meisten.

À propos Ehevorbereitung: Die „Ehe für alle“ ist ein komischer Slogan. „Es will ja niemand mehr heiraten“, lief der Schmähschon zu meiner längst vergangenen Schulzeit. „Außer die Priester und die Schwulen.“ Ehe für alle – das klingt nivellierend. Wo bleibt die Diversität?

Diversität für alle gleich

Warum kann es für die einen nicht „Ehe“ heißen und für die Anderen zum Beispiel „Ühü“? (Schade, dass Mutationen wie „Oho“, „Aha“, „Uhu“ oder „Ihi“ irgendwie lächerlich klingen.) Man könnte zum Beispiel die Verbindung Frau-Frau „Fefe“ nennen und die Verbindung Mann-Mann „Meme“, während man aus Gewohnheitsgründen für Frau-Mann zunächst bei „Ehe“ bleiben oder auch „Feme“ oder „Mefe“ daraus machen kann. Dann wären die Einen nicht so traurig, dass die Ehe ein Allerweltsgut geworden ist, und die Anderen könnten stolz sein auf die Diversität. Den verschiedenen Verbindungen kann man dann stressfrei gleiche Rechte einräumen, statt um eine Bezeichnung oder ums Prinzip zu streiten. ■